

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 3 (1913)
Heft: 17

Artikel: Das liebe Mariechen [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635546>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 17 · 1913

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
· · · Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern · · ·

26. April

□ □ Junges Leben. □ □

Von Julius Hammer.

Die Lieb' und der Lenz sind ähnliche Geschwister,
Denn eh' sie kommen mit tausendfält'ger Luft,
Ließ grüßend erwecken sie in unsrer Brust
Propheetisch süßes, sehnliches Geflüster —
Ist's Freude, Schmerz, Traum, Wahrheit, Hoffnung, Bangen?
Fragt sich das Herz, in holdem Rausch befangen.

Doch mitten im Frühlings- und im Liebesregen,
Wie reich er auch mag seine Blüten streu'n —
Statt frei und rasch uns am Besitz zu freu'n,
Klagen und zagen wir dem Verlust entgegen,
Geizen im Überflusse, ach, und rauben
Uns den Genuß, den wir zu hüten glauben.

So ist die Jugend! Aus dem ergiebigen Bronnen
Des Glückes schöpft sie mit widerstrebender Hand;
Nach Kernem greift sie: was sie nah gewonnen,
Betrauert sie, als ob es schon verschwand;
Von Schmerz sich nährend, beweint sie Hingeschwundnes,
Und ihre Gegenwart ist Vorempfundnes.

□ □ Das liebe Mariechen. □ □

Erzählung von Lisa Wenger, Delsberg.

4.

Die Doktorin erhob sich langsam, nahm ihre zweiundzwanzigjährige Würde am Gipfel und ging gemessen mit ihr hinaus. Oben in ihrem Schlafzimmer angekommen, brauchte sie eine ganze Weile, ehe sie wußte, was nun weiter kommen sollte. Den Gedanken, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen, der sich unverschämt vordrängte, gab sie so gleich wieder auf; denn dazu war ihr Helmar, trotz seinem Benehmen, doch zu lieb. Auch den Entschluß, zu ihren Eltern zu fahren und ihre Kleider nachkommen zu lassen, führte sie nicht aus. Es blieb ihr also nur ein Besuch bei der Baronin, um ihr Herz auszuschiütten.

Während sie sich fertig machte, warf sie wehmütige und den Spiegel zum Zeugen anrufende Blicke in ihr Glas, das ihr ein reizendes, aber sehr vermeintes Gesichtchen zeigte. Sie gebrauchte Eau de Cologne und Puder, nahm Brom und darnach eine halbe Flasche Limonade. Darauf ging sie zu Fuß zu ihrer Mitgönnnerin und Mitbeleidigten; denn den Wagen eines Mannes zu benutzen, der sie behandelte, als wäre sie eine Stallmagd, das konnte ihr niemand zumuten.

Der Diener der Baronin führte sie in ein kleines, blaues Zimmer, das neben dem Salon lag, in dem sie gewöhnlich empfangen wurde.

Sie setzte sich auf einen der gestreiften Sessel und blätterte in einer Klangermappe, die offen auf dem Tisch lag. Sehr erregt war sie noch, und fast hätte sie Mariechen gezürnt, die ja die Ursache war, daß sie und ihr Mann sich ernstlich entzweit hatten. Bald kam ihrer Empörung und Aufregung eine Ablenkung.

Nebenan schien sich ein Gespräch zu entwickeln, das alle Anzeichen einer tiefen Aufregung der Beteiligten an sich trug. Sämtliche Register waren gezogen. Weiche und harte, freischende und schrille Töne, flehende und versagende, demütige und zornige, hochmütige, herrische und bittende, alte und junge, weibliche und männliche drangen in verworrenem Durcheinander in den kleinen Salon zu der verblüfften jungen Frau. Sie hörte den Diener zum zweiten Mal drüben anklopfen, hörte ein ungeduldiges Herein, dann ein

Brummen und ein Murmeln, und darauf erschien der Betreffte und führte sie hinüber in den hellen, sehr großen Salon mit dem vergoldeten Stuck und den verbläuten, kostbaren Tapeten aus Damast. Sie sah die Baronin steif und lang auf einem gelbsamtenen Sopha sitzen und einen Rockzipfel des Studenten Hans Friedrich hinter einer Tür verschwinden.

Frau von Sellnau erhob sich und begrüßte die Besucherin. Dunkle, rote Flecken im Gesicht sprachen beredt von gestörter Seelenruhe.

„Verzeihen Sie, Beste, meine Aufregung,“ lispelte sie, „aber ich bin zerschmettert, empört!“

Sie führte ihr feines Taschentuch an die Augen und betupfte sich langsam und vorsichtig. Dann geleitete sie die Doktorin zu einem der Sofas, die quer im Zimmer standen und von Palmen überschattet wurden. „Was führt Sie her, Liebe?“

Die Doktorin berichtete, was sie wußte, was ihr Mann Mariechen betreffend behauptete und wie er sie und somit das ganze Damenkomitee beleidigt hätte. Sie verschwieg aus Anstand und angeborener Vornehmheit das Wort, das sie hatte hinnehmen müssen, und saß nun da, der Wirkung ihrer Erzählung harrend.

Aber sie traf nicht ein.

Die Baronin schwieg ungewöhnlicherweise. Dann stieß sie einen tiefen Seufzer aus und führte aus langer Gewohnheit das Lorgnon an die Augen, ließ es aber sogleich nutzlos wieder fallen.

„Ihr Mann hat leider nur zu recht, liebe Frau Hofarzt,“ gab sie ebenso ungerne als feierlich zu. „Ich habe es zu meinem Schaden oder vielmehr zu meines armen Sohnes Schaden soeben erfahren müssen!“

„Ist er auch verblendet?“ fragte verwundert die Doktorin.

„Mein Sohn Hans Friedrich ist von dieser Person“ — sie sprach das Wort so aus, als ob sie eine Kreuzspinne tätscheln müßte — „so umgarnt worden, daß er sie zu ehelichen begehrt,“ flüsterte die Baronin. „Ihnen allein, liebe, junge Freundin, vertraue ich diese bedauerliche Verirrung eines bisher tadellosen Jünglings an; denn Ihnen sind die Verhältnisse und das . . . das bewußte Mädchen bekannt.“

Die Doktorin war innerlich sogleich Feuer und Flamme für diese romantische Liebe. Das war so interessant wie in einem Buch. „Werden Sie denn das liebe — werden Sie Marie als Ihre Schwiegertochter anerkennen?“ fragte sie mit aufrichtiger Neugierde.

Die Baronin zuckte heftig zusammen. „Aber ich bitte Sie,“ lispelte sie und rechte sich, daß sie ganz bedeutend länger ward. „Ein von Sellnau! Ein Urenkel des Fürsten von Herrenau-Friedenau, und ein Mädchen aus dem Marienheim heiraten! Liebe, Sie sind toll! Eine Dirne, die sich nicht scheut, einem unschuldigen und ernstgesinnten Studenten solche Briefe zu schreiben!“ Sie nahm ein paar der Blätter auf, die auf dem runden, eingelegten Tisch lagen, und las ein Gemisch von Härtlichkeiten, frommen Phrasen, lockenden Beteuerungen und Schmeicheleien vor, die genügt hätten, die Herzen ganz anderer Männer irrezuführen als das des unerfahrenen Hans Friedrich.

„Meine Gute,“ jammerte die Baronin weiter, „er hat erklärt, auf das Mädchen nicht verzichten zu wollen. Er will mit ihr nach Amerika und hat, wie der verlorene Sohn, sein väterliches Erbteil verlangt. Er will nicht mehr Jurist, sondern will Farmer werden. Mit Kühen und einem Kuhstall! Liebe, ich bin erschöpft!“

Sie sank in sich zusammen, das goldene Lorgnon fiel ihr auf den Schoß. Die Doktorin sah sie mit großen Kinder-Augen an. Sie schwärmte für Liebesgeschichten. Die Briefe fand sie sehr schön und poetisch und wunderte sich, daß dieser dünne und krummbeinige Hans Friedrich soviel Feuer im Leib hatte, um dem Zorn seiner Mutter zu trotzen. Sie wunderte sich über die Massen, aber es gefiel ihr. Früher hatte sie einmal eine Geschichte gelesen, die genau so verlief. Es war eine sehr schöne Geschichte, und zum Schluß ging das Mädchen aus Großmut und um der Sache ein Ende zu machen ins Kloster. Mariechen war nun aber gewissermaßen schon drin, es würde ihr also ein Verzicht auf Hans Friedrich nicht schwer werden.

„Ich bin sicher, daß Marie rasch einsehen wird, daß eine Heirat zwischen ihr und Ihrem Sohn nicht möglich ist,“ sagte sie überzeugt zu der Baronin, die nur mitleidig lächelte und die junge Person neben sich ansah, wie man ungefähr ein Arolottl oder sonst ein merkwürdiges Wesen betrachtet.

„Sie sind noch sehr naiv,“ sagte sie und legte so viel Ausdruck in das Wort, daß die Doktorin sofort begriff, was es hier bedeute. Sie wurde rot und senkte den Kopf.

„Ja, glauben Sie denn, was mein Mann von Mariechen behauptet,“ fragte sie gespannt.

„Glauben? Jedes Wort glaube ich seit heute, wenn sich auch der Herr Hofarzt noch gar nicht geäußert hat!“

Die junge Frau schüttelte den Kopf. Nein, sie glaubte es nicht.

„So schlecht ist kein Mensch,“ sagte sie tapfer, „daß er sich so verstellt. Und daß Mariechen sich in Herrn Hans Friedrich verliebte, finde ich gar nichts so Böses, wenn ich es auch nicht begreifen kann.“ Sie war etwas gereizt und aufgeregt, sonst hätte sie dies Wort vorsichtigerweise auszusprechen unterlassen.

„Wie so?“ fragte scharf wie ein Federmesser die Baronin.

„Oh, ich meinte nur so,“ stotterte die junge Frau. Aber nun hatte auch die Baronin begriffen.

Kühl und lang erhob sie sich.

„Ich bin leider verhindert, länger die Freude Ihres Besuches zu genießen,“ sagte sie halblaut und vornehm. „Morgen ist es mir unmöglich, ins Marienhaus hinauszufahren; aber übermorgen werde ich handeln. Ich will meinen Sohn zu retten suchen und nicht länger die Genarrte dieses Fräuleins bleiben. Sie verläßt das Haus. Ich werde sie anderswo unterbringen. . .“

„Aber, Frau Baronin, unser Mariechen!“ rief die Doktorin erschrocken.

Die Baronin schwebte über den Teppich und stand schon wartend an der Tür. Da ging die junge Frau schweren Herzens, trug aber den Glauben an Mariechen sorgsam in ihre Weltkenntnis eingewickelt mit sich. Nein, so log und trog kein Mensch, wie man es sie von Marie wollte glauben

machen! Ein Mensch ist keine Zwiebel, die sieben Häute hat und darunter erst ihr Eigentliches, ein Mensch hat nur eine einzige Haut an Leib und Seele. Mit diesem revolutionären Gedanken ihrer verehrten und etwas gefürchteten Freundin gegenüber kam die Doktorin zu Hause an und hatte über dem allem fast vergessen, was sie fortgetrieben. Nun fiel es wieder wie eine Zentnerlast über sie. Der Bernhard hatte sie „Gans“ genannt — — — —

Es war kurz vor Mitternacht, als im Marienheim ein Schatten auf leisen Sohlen den Gang entlang und die Treppe hinunter huschte. Unter der Gipsstatue des guten Hirten lachte jemand. Eine dunkle Gestalt schloß, einen großen

Packen auf dem Rücken und einen andern unter dem Arm, die hintere Türe auf, lief zum Gemüsegarten und hantierte dort auf geheimnisvolle Weise herum. Dann eilte die Gestalt über die Wiese, die sich eben mit goldgelbem Löwenzahn zu schmücken begann, dem Walde zu. Dort trat ein Mann hinter einem Baume hervor. „Rose-Marie“ rief er halblaut und zärtlich. „Ja“, klingelte es lustig zurück. Die dunkle Gestalt drehte sich gegen das schlafende und ahnungslose Haus und hob mit einer unendlich wegwerfenden Bewegung die Schultern. Dann verschwand sie mit ihrem Begleiter. Noch lange hörte man Wagenrollen durch die Nacht.

(Schluß folgt.)



Gesamtansicht der Halenbrücke über die Aare bei Bern.

Die große Halenbrücke über die Aare bei Bern, als Ersatz für die aus dem Jahre 1560 stammende Holzbrücke bei Neubrück, geht ihrer Vollendung entgegen; die Verkehrseröffnung wird voraussichtlich Mitte Juli nächsthin erfolgen. Die Brücke hat eine Gesamtlänge von 240 Meter und ist ganz aus Beton ausgeführt. Der Hauptbogen hat eine Spannweite von 87,5 Meter (die größte in der Schweiz) und die Höhe über dem Wasserspiegel beträgt 40 Meter. Die Gesamtkosten betragen zirka 480,000 Franken.

Schweizer Infanteriemitrailleure.

Zeichnungen von J. C. Kaufmann, Luzern.

Einsam und verlassen liegt das stille Alpentälchen, das sich aus dem Tal der kleinen Emme von Walters her beim idyllisch gelegenen Bergdörfchen Schwarzenberg vorbei durch die finsternen Hochwälder dem Nordabhang des gewaltigen Pilatusmassivs entlang zieht. Die frisch gefallene Schneedecke hat alles Leben in sich eingehüllt, und nur wenige Wegspuren zeigen neben den hellklingenden Kirchenglocken an, daß hier noch Menschen wohnen. Unten im Tal liegt ein wogendes

Nebelmeer, angefacht durch eine reißende Bise, eben im Kampf mit den ersten Sonnenstrahlen, die zwischen den Hügelkuppen und Felszacken hindurch hinunterblicken.

Aber nicht nur Morgensonne und Nebel scheinen sich hier im Kampfe tummeln zu wollen.

Auf der hartgefrorenen Straße bewegt sich mühsam im knirschenden Schnee eine Wagenkolonne aus dem Nebel empor, die nichts weniger als friedlich aussieht.